

Abschlussbericht
zu meinem
Forschungsaufenthalt an der *Universidad Iberoamericana*
August 2019 – Januar 2020

Dominik Hofmann

Ich habe mich in der Absicht, Generalisierungen und Kulturalisierung subjektiver, punktueller Wahrnehmungen und Erfahrungen zu vermeiden, dazu entschieden, diesen Bericht in einem stark narrativen und assoziativen Stil zu verfassen und eine Reihe eher ethnologischer Schilderungen von mir erlebter Episoden in ihn einfließen zu lassen. Statt zu beschreiben, wie „das Leben“ „als Stipendiat der DAAD-Stiftung“ „in Mexiko“ „ist“, hoffe ich mit der Imitation ethnologischer Beschreibungstechniken (und dem Gebrauch des Präsens) die Beobachterabhängigkeit meiner Schilderungen kenntlich zu machen und überlasse Schlüsse aufs „Größere“ dem Leser und der Leserin. Ihr erwächst daraus leider die Unmöglichkeit, den Bericht als lineares und sachthematisch geordnetes Protokoll zu lesen. Jedoch würde eine solche Struktur ohnehin der Verwobenheit der erwähnten Thematiken und Impressionen nicht nur in meiner Erinnerung, sondern auch in meinem alltäglichen Wahrnehmen nicht gerecht, die gerade als eine Beobachtung darzustellen ich beabsichtige: Teil meines Fazits ist, dass mein Wohnen, mein Reisen, mein Arbeiten, mein Forschen in Mexiko nicht klar voneinander getrennt werden können.



Ich beginne, was also eher eine Erzählung ist, an meinem ersten Tag an der *Universidad Iberoamericana* – in Mexiko sowie im folgenden Text ausschließlich „die Ibero“ genannt. Ich habe mich verfahren und muss, um zum Universitätsgelände zu finden, zwei vierspurige Straßen und eine Überführungsbrücke überqueren, was sich letztendlich als Fußweg von einer knappen Stunde herausstellt. Vorausblickend habe ich anderthalb Stunden für entsprechende Eventualitäten eingeplant, da mit klar war, wie gering meine Chancen ausfallen würden, nicht nur in einen der Kleinbusse mit dem korrekten Ziel ein-, sondern vor allem auch an der richtigen Stelle wieder aus ihm auszusteigen. Verkehr gehört zu den beherrschenden Themen der Gespräche, die ich in Mexiko-Stadt führe. Wo das Wetter sich nie ändert, dient die Thematisierung der Zeit, die man dieses Mal gebraucht hat, gängiger weise als unverfänglicher Gegenstand von Smalltalk (ein Äquivalent übrigens zum in den weniger urbanen Regionen Mexikos gängigen Sprechen darüber, was man gegessen hat). Wenig später werde ich Umstiegszentren, Routen (und beispielsweise ihren Ruf, selten oder häufig Ziel von Überfällen zu sein), unzählige ungeschriebene Konventionen („Steigen Sie an der nächsten Haltestelle aus?“ als höflicher Hinweis darauf, dass die fragende Person Selbiges plant und darum bittet, ihr trotz beinahe komplett benommener Bewegungsfreiheit ein unvermeidlich kontaktreiches Durchdrängen zur Tür zu ermöglichen), die kurzen Stromausfälle in der Metro und die Stoßzeiten, so gut kennengelernt haben, dass ich in der Lage bin, zumindest bei den planmäßigen Fahrten zur Universität (mit der Metro zur Endhaltestelle und von dort aus mit besagtem Kleinbus) Ein-/Umstiegsorte und -zeitpunkte so zu legen, dass ich beinahe immer einen Sitzplatz bekomme, was bedeutet, dass ich mehr oder weniger die kompletten anderthalb Stunden Fahrtzeit zum Lesen nutzen kann, der Tätigkeit also, der ich mich auch in meinem Büro widmen würde. Im Rückblick sind es nicht nur diese mit Lektüre verbrachten Fahrten, sondern auch die sie ermöglichende Gewohnheit, zumeist bis in die Nacht an der Universität zu bleiben, um den Feierabendverkehr zu vermeiden, die dafür sorgen, dass ich mit der Arbeit an der Dissertation während des Aufenthalts sehr gut vorankomme. Ironischerweise lässt sich mithin sagen, dass chaotische Verkehrslage und weite Anfahrtswege sogar zu diesen Fortschritten beigetragen haben. (Daneben aber auch der, aufgrund meiner Abwesenheit von meiner Heimatuniversität in Bielefeld, deutlich reduzierte Umfang an zu führender Korrespondenz und abzuwickelnder Alltagsformalia.)

Ein zweiter mit dem Straßenverkehrs verknüpfter Aspekt, für den ich hingegen auch nach sechsmonatiger Eingewöhnungsphase keinen für mich befriedigenden Umgang gefunden habe, ist die notorisch starke Luftverschmutzung in Mexiko-Stadt, Tribut nicht nur für die ebenso notorischen Dimensionen der Metropole, sondern auch für deren Lage im von Bergen eingekesselten Becken eines trockengelegten Salzsees. Eine Zeitlang trage ich mich mit dem Gedanken, mir ein Fahrrad zu besorgen, verwerfe ihn jedoch immer wieder, unter anderem, weil ich mich dem Einatmen der Schadstoffe nicht aussetzen möchte. Ich fahre also weiter in Bussen, welche die Schadstoffe ausstoßen, denen ich auszuweichen versuche, indem ich die Busse benutze. Verkehr erzeugt die Notwendigkeit von mehr Verkehr. Ein großer Teil der Faszination, mit der mich Mexiko-Stadt immer und immer wieder überfällt, rührt aus ihrer ständigen Zurschaustellung der Dynamiken, Prozesse und Feedback-Schleifen, in Form derer sie als komplexes System zwischen Ordnung und Chaos balanciert. Nebeneffekt ist im Fall des Verkehrsaufkommens eine von erhöhten Punkten aus klar erkennbare, an manchen Tagen senfig gelbe, an anderen grauer Regenbewölkung gleichende Smogwolke. Bei Gelegenheit meiner auf

einen besonders smogreichen Tag fallenden Ankunft mit dem Flugzeug werde ich vom Ausfahren der Räder und vom Bodenkontakt völlig überrascht, weil ich zum Zeitpunkt ihrer der Überzeugung bin, mich noch in einer tiefschwebenden Wolkenschicht zu befinden.



Einen der erhöhten Punkte stellt die Hügelkette *Lomas de Santa Fe* dar, in der die Universität liegt, auf deren Suche ich mich an diesem ersten Tag verlaufe. Während ich in ihr herumgeführt werde, erzählt man mir, sie sei dorthin nach dem großen Erdbeben von 1985 verlegt worden, als in der Gegend abgesehen von einer großen städtischen Müllhalde noch nichts zu finden war. Das ist heute kaum vorstellbar, denn das Gebiet in den Hügeln hat sich in der Zwischenzeit zum hypermodernen Finanz- und Unternehmenszentrum entwickelt, in dem transnationale Banken und Technologiekonzerne sich eine Hochhausheimat von Ausmaßen geschaffen haben, wie ich sie in noch keiner kontinentaleuropäischen Großstadt gesehen habe. Architektur, die eindeutig dem Ziel diene, über die an Glasfassaden angebrachten Firmenlogos hinaus auch mithilfe einzigartigen Gebäudedesigns emblematische Wiedererkennbarkeit zu schaffen, mischt sich mit Starbucks-Filialen und dem amputierten Skelett eines etwa zehn Meter hohen Betonsträgers, auf dem eines Tages ein Hochgeschwindigkeitszug in die nächstgelegene Großstadt verkehren soll, Prestigeprojekt des vor zwei Jahren aus dem Amt geschiedenen Präsidenten, momentan aber im Baustopp befindlich, nachdem die Gelder für die Fertigstellung auf dem Weg zur Baustelle versickert sind. Im Schatten der eindrucksvollen Bauruine werde ich von Professor Javier Torres Nafarrate, auf dessen Einladung ich nach Mexiko kommen konnte, an der Eingangsschranke zur Universität abgeholt. Alle Zugänge zum Campus sind streng bewacht, ohne Chipkarte oder Begleitung einer in Besitz einer solchen befindlichen Person ist der Zugang unmöglich. Es handelt sich bei der Ibero um eine private Universität, gegründet und getragen vom Jesuitenorden, zwar grundsätzlich dessen Idealen verschrieben, in der Lehre aber unabhängig. Innerhalb eines enorm stark

stratifizierten Hochschulsystems gilt sie als Eliteuniversität. Rein physisch wird das für mich beim Betreten des Campus auch unmittelbar sichtbar. Mir werden Speisesäle, Sportanlagen und Aufenthaltsräume gezeigt, die nicht nur durch Architektur beeindrucken, sondern auch an Breite und Aktualität der Ausstattung das von mir Gewohnte übertreffen. In der Bibliothek finde ich, wie durch die vor der Reise durchgeführte Recherche vorhergesagt, eine große Menge an (v.a. natürlich spanischsprachigen) Büchern, zu denen ich in Deutschland keinen Zugang hatte. Einzig der Rechner am mir zur Verfügung gestellten Arbeitsplatz in Professor Torres Büro ist unbedienbar langsam, so dass ich stets an meinem Laptop arbeite. Ich nehme das Universitätsgelände während meines gesamten Aufenthalts als eine Insel im mehrfachen Sinne wahr. Nicht nur sind die Flächen dank Bäumen und Gras grüner als das umgebende Betonmeer, sondern auch Haut und Haare der auf dem Campus Flanierenden um einige Töne heller als die derjenigen, für die roten Sandsteinmauern der Ibero undurchlässig sind. Dass die Abgrenzungen nicht nur räumliche, sondern auch soziale sind, überrascht mich nicht, mir war der Ruf der Ibero innerhalb Mexikos vor meiner Ankunft bekannt. Dennoch fällt es mir, durch das öffentliche Universitätssystem Deutschlands geprägt, trotz meiner Erfahrungen an exzellenten Forschungszentren zunächst etwas schwer, mit der entsprechenden Wirklichkeit umzugehen. Mein Missbehagen lindert sich je mehr ich lerne zu differenzieren. Ich habe den Eindruck, grob drei Milieus vorzufinden: Die Kinder der mexikanischen Wirtschaftselite, die von Chauffeuren in gepanzerten SUVs vorgefahren und abgeholt werden, Wirtschaft oder Recht, bisweilen auch Kunst oder Design, all das aber vornehmlich in der *licenciatura* (Bachelor) studieren; eine Gruppe durch Stipendien finanzierter, sozialaktivistisch engagierter Studenten der Politik- und Sozialwissenschaften aus verschiedenen Ländern Lateinamerikas und eine Professorenschaft die stark dem jesuitischen Bildungs- und Sozialverantwortungs-Humanismus verschrieben ist. Zu letzterer Gruppe gehört, in beinahe schon prototypischer Manier, Professor Torres, dessen hohe Reputation in allererster Linie aus seinen Verdiensten als wichtigster Übersetzer der Werke des Bielefelder Soziologen Niklas Luhmann ins Spanische herrührt. In dieser Rolle hatte ich ihn schon vor einigen Jahren in Bielefeld kennengelernt. Mein Dissertationsprojekt, an dem zu arbeiten und für das zu forschen ich nach Mexiko gekommen bin, basiert auf der Systemtheorie Luhmanns.

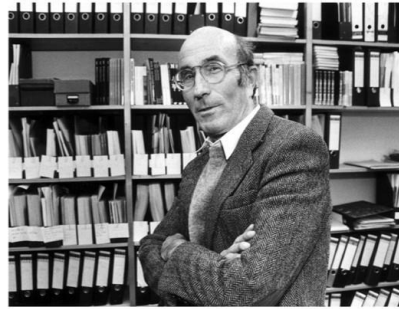
Diese Theorie bestimmt auch vollkommen meinen fachlichen Alltag in Mexiko. Es vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht mit Mitstudenten oder Dozenten unterschiedlicher Fakultäten über die Theorie, ihre Lesarten, und besonders über die Möglichkeiten und Grenzen ihrer Anwendbarkeit in verschiedenen Weltregionen diskutiere. Die von mir vorgefundene Begeisterung für die Theorie und der Eifer, Neues über sie zu lernen, sind beinahe überwältigend und drücken sich besonders im von Professor Torres wöchentlich angebotenen, nach mexikanischer Praxis dreistündigen, Lektürekurs für Doktoranden und Masterstudenten aus, an dem ich teilnehme und in dem ich schnell in eine Hybridrolle zwischen Student und Dozent mehr gedrängt werde als durch eigenes Zutun verfallende.



Sábado 30 de Noviembre

Doctorante de la Universidad de Bielefeld
Dominik Hofmann

"Una teoría de expectativas y su aplicación al fenómeno de la impunidad"



LUHMANN EN BELEFELD

SÁBADOS DE 9:00-11:00 HORAS,
SEMINARIO /ENTRADA LIBRE
AV.LA PAZ 2453 COL. ARCO SUR, SALA PLANTA ALTA
SISTEMA DE UNIVERSIDAD VIRTUAL, SUV
UNIVERSIDAD DE GUADALAJARA

Es ist die gleiche Rolle, diejenige als „Luhmann-Experte aus Bielefeld“ (siehe die obige Vortragsankündigung – links ich, rechts Luhmann –, die so an einer deutschen Universität wohl kaum ironiefrei verbreitet werden könnte), in der ich zu verschiedenen Vorträgen eingeladen werde und die mich dazu zwingt, mich mit der Privilegierung auseinanderzusetzen, die zu verbergen ich in meinem Alltag bemüht bin. Zwar bestimmt mein „Weißsein“ in beinahe allen Alltagssituationen latent die Situationsdefinition, doch nimmt für gewöhnlich die aus ihr resultierende Ungleichbehandlung die Form ostentativer – und nur durch eben jene Ostentativität gesonderter – Gleichbehandlung an. Meine Privilegierung ist hier eher eine strukturelle als eine situationelle: ich ziehe keinen unmittelbaren Profit aus ihr. Genau dies verhält sich aber anders im akademischen Kontext meines Aufenthalts. Ich nutze nicht nur, wie ja im Wissenschaftsbetrieb üblich, die Kontaktnetzwerke meiner Professoren, sondern bin mir darüber hinaus recht sicher, dass die Erwähnung meines Herkunftslands Deutschland allgemein und meiner Heimatuniversität im Speziellen bei Anfragen, die ich stelle, um für die Dissertation Interviews und

Gespräche mit Wissenschaftlern, Journalisten, Anwälten und Menschenrechtsaktivisten zu führen, mir zu Terminen mit Personen verhilft, die mexikanische Studierende einer öffentlichen Provinzuniversität wahrscheinlich nicht empfangen hätten. Ich entscheide mich dennoch für die entsprechenden Erwähnungen, da der hauptsächliche Zweck meines Aufenthalts nun einmal im Führen dieser Interviews und Diskussionen besteht.

Noch bewusster wird mir die Stratifikation des akademischen Systems als mir auf einer Konferenz am *Colegio de México* (das ebenfalls über eine allgemein gebräuchliche Abkürzung verfügt: „Colmex“) ein Teilnehmer im Stehtischgespräch zur Mittagspause von seinem Forschungsprojekt erzählt. Er ist an der lokalen Universität eines Bundesstaats ansässig, in dem sich in verschiedenen indigenen Gemeinden parastaatliche vigilanzistische Gruppen (*autodefensas*) als Alternative zum und in Ablehnung des staatlichen Sicherheitsapparats herausgebildet haben. Sein Forschungsprojekt wird in Kooperation mit der Stanford University durchgeführt, wobei die Aufgabe der mexikanischen Partner darin besteht, den Feldzugang zu sichern und in den entsprechenden Gemeinden Daten zu sammeln, während sie im Gegenzug aus den USA eine forschungsmethodologische Ausbildung erhalten. Mir erscheint die Asymmetrie dieses Arrangements nicht unproblematisch, ich entscheide mich aber dagegen, seinen sichtlichen Stolz durch das Aussprechen meiner Zweifel anzutasten. Beunruhigender als die ja keineswegs unüblichen Bedingungen der Forschungskoope­ration selbst ist für mich die Tatsache, dass mir erst später, als ich erneut über die Situation nachdenke, die (freilich nicht erschöpfenden) Parallelen zu Form und Bedingungen meines eigenen Aufenthalts in Mexiko vor Augen treten.

Auch mein Forschungsprojekt hat ein Phänomen zum Thema, das sich in Mexiko besonders verbreitet, in meiner Heimat jedoch kaum findet. Es ist mit dem „Impunitätsdiskurs“ befasst, mit der gesellschaftlichen Thematisierung der Tatsache also, dass in vielen Weltregionen große Mehrheit aller Verbrechen ungestraft bleibt, und mich interessieren besonders die Formen, in denen der Diskurs darüber geführt wird, sowie die gesellschaftlichen Reaktionen auf die entsprechende Thematisierung. Ich befinde mich in Lateinamerika, weil dort der Impunitätsdiskurs (wohl­gemerkt: der Diskurs, nicht unbedingt das Phänomen, auf das er sich bezieht) weltweit am ausgeprä­g­testen ist. Zeugnis davon legt die Konferenz ab, im Rahmen derer ich das geschilderte Gespräch führe. Sie ist thematisch wie persönlich für mich auf mein Thema zugeschnitten. Deshalb, aber auch weil das *Colegio de México* als Gipfel der akademischen Hierarchie Mexikos gelten kann, stellt die Möglichkeit, mein Forschungsprojekt dort vorzustellen, für mich einen der absoluten Höhepunkte meines Aufenthalts dar. Zudem stoße ich bei derselben Gelegenheit zum ersten Mal auf die institutionelle Bibliothek, deren phänomenales Inventar beinahe alle Literatur umfasst, die ich in deutschen Bibliotheken gepaart mit derjenigen der Ibero zuvor gesucht, nicht aber gefunden habe. Das umfasst besonders auch die digitale Bibliothek, zu der auf dem gesamten Gelände Zugang besteht, weshalb es mich in der Folge häufig zum Arbeiten ans Colmex zieht.

An diese Bibliothek muss ich dann auch unweigerlich zurückdenken, als ich einige Monate später in der Nationalbibliothek Guatemalas vor deren mit wenig mehr als einer rudimentären Schulbuchsammlung kläglich ausgestatteten Regalen stehe. Die guatemalte­kische Regierung hat Kultur- und Bildungsausgaben seit Jahren beinahe vollständig eingestellt. Die Bibliothek ist dunkel, abweisend, leer an Büchern und Menschen und mir erscheint das besonders bedrückend, weil es auch bedeutet, dass in einer Stadt, die ich als durch das beinahe vollständige Erliegen öffentlichen Lebens gekennzeichnet wahrnehme, ein potentieller Raum öffentlichen

Lebens ungenutzt bleibt. Ich bin nach Guatemala gefahren, weil eine Fallstudie meiner Dissertation die dort bis 2019 arbeitende *Internationale Kommission gegen die Impunität* (CICIG) zum

Gegenstand hat. Die Kommission, ein unabhängiges, per Vertrag zwischen UN und guatemaltekischer Regierung eingerichtetes Organ, war bei letzterer in Ungnade gefallen, nachdem sie begonnen hatte, illegale Wahlkampffinanzierung des Präsidenten Jimmy Morales zu untersuchen (so zumindest die verkürzte Version einer an Wendungen und Intrigen überbordenden Geschichte politischer Auseinandersetzungen). Ich habe meinen Aufenthalt auf die Phase der Machtübergabe Morales‘ an seinen Nachfolger gelegt. Da der Präsident mit selbigem Akt seine Immunität verliert, wird spekuliert, ob es im Anschluss an ihn zum Versuch der Sonderstaatsanwalt kommen wird, ihn zu verhaften. Letztendlich wird Morales in einer außerplanmäßigen nächtlichen Sitzung des Zentralamerikanischen Parlaments, die in einem Hotel stattfindet zum Abgeordneten vereidigt und erhält dadurch erneut Immunität. Die Straßen sind überfüllt mit Militär und Polizei, was nicht nur der unmittelbaren politischen Übergangssituation geschuldet scheint, denn bereits einige Tage zuvor und auch noch einige später ist die Truppenpräsenz enorm und noch weitere Kennzeichen verstärken das Bild der allgemeinen Unsicherheitslage. Einkäufe bzw. Dienstleistungen werden oft nur durch Gitter oder provisorische Barrikaden an Ladeneingängen hindurch abgewickelt. Aus Mexiko bin ich an die Präsenz privater Sicherheitskräfte an den Eingängen exklusiverer Einrichtungen (wie etwa Buchhandlungen) gewohnt, hier stehen diese sogar an kleinen Eckläden und hier tragen sie schwere Maschinengewehre statt Pistolen. In den Vierteln der Superreichen trifft man auf keine Menschen, sondern nur auf die Mauern derer gated communities und Gehwege sind nicht vorhanden, da man gleich welche Strecke im zumindest einen gewissen Schutz suggerierenden Auto zurücklegt. Ich bemerke meine ständige Wachsamkeit und Ängstlichkeit, obwohl ich in keine auch nur annähernd tatsächlich bedrohliche Situation gerate. Mehr als die Thematiken staatlicher Gewalt und organisierter Kriminalität (beide oftmals nicht klar zu trennen), mit denen ich mich im Rahmen meiner Arbeit beschäftige und die meine Reaktion angemessen erscheinen lassen, rührt diese, so vermute ich zumindest, aus der unmittelbar sichtbaren Omnipräsenz scharfer Waffen.

Ich muss an das Gespräch mit einem ehemaligen Militär zurückdenken, dass ich wenige Tage zuvor auf einer von zwei Kommilitonen begleiteten Reise in den Süden Mexikos geführt habe, bzw. das – so müsste man korrekter sagen – dieser mit uns geführt hat. Er habe sich aus dem Militärdienst zurückgezogen, jetzt arbeitet er am Empfang einer archäologische Städte in einer kleineren Gemeinde. Ohne dass wir ihn besonders eingehend befragt hätten, erzählt er mir und meinen Begleitern mit lakonischer Beiläufigkeit, die dennoch einen gewissen Stolz nicht verhehlen kann, er habe in seiner alten Funktion trotz oftmals erhaltener entsprechender Befehle nie getötet, sondern nur gefoltert. Und auch dazu habe er nie zu Schlägen gegriffen (seine Methode habe stattdessen darin bestanden, die von ihm Gefolterten – er erwähnt explizit eine Reihe Jugendlicher, die Überfälle begangen und bei ihrer Verhaftung geweint hätten – bis zum Beinahe-Ersticken in seinen extra dafür in einem Nachttopf gesammelten Urin getaucht zu haben). Er kommt, an der Thematik staatlicher Gewalt gegen Jugendliche entlang geleitet, auf „Ayotzinapa“ – den Ortsnamen, dessen Nennung

zum Synonym für den emblematischen Fall der dort verschwundenen (im Spanischen spricht man von *desaparecidos*, was auch als „verschwunden gelassenen“ übersetzt werden kann) 43 Studenten geworden ist – zu sprechen und erwähnt die entsprechenden Ereignisse als Beispiel für etwas, das man seinem Moralkodex zufolge nicht tue. Beinahe alle staatlichen Verbrechen werden auf den Fall Ayotzinapas mit seinen inzwischen fest etablierten Narrativen bezogen. Offenbar nicht nur von Massenmedien und Zivilgesellschaft, sondern auch in Militärkreisen – vorausgesetzt wir glauben dem Mann seine Behauptung über seine berufliche Vergangenheit, was wir in diesem Fall tun. Teil meiner Dissertation ist der Versuch, die verschiedenen, sich im Alltagsgebrauch häufig vermischenden, Begriffsverständnisse von „Impunität“ zu systematisieren – eine wichtige Komponente des Begriffs besteht in der Skandalisierung der allgemeinen Folgenlosigkeit staatlicher Gewalt. Die Grenze zwischen Alltagserfahrungen und Konfrontationen mit meinem Forschungsthema (das, wie ich, um Missverständnisse zu vermeiden, wiederholen muss, nicht in Straflosigkeit und staatlicher Gewalt, sondern im Reden über selbige besteht) wird während meines gesamten Aufenthalts immer wieder unterbrochen.

In Guatemala-Stadt führe ich ein Interview zu eben diesen Themen. Ich bin dazu an die Universität gefahren und diese kommt mir, gegenüber meinen oben geschilderten übrigen Eindrücken von der Stadt als krasser Gegenpol vor. Wieder stellt eine Universität eine Oase dar, dieses Mal jedoch nicht in Form einer Enklave, sondern gerade in der eines heilsam offenen Raumes. Hier gibt es keine Eingangsschranken oder Kontrollen, hier fahren Menschen mit Fahrrädern, stoße ich auf Diversität, die sich gegen die zuvor wahrgenommene Segregation umso kontrastreicher ausnimmt.

Eine Situation, in der sich die gleiche Segregationswahrnehmung besonders stark bei mir einstellt, spielt sich in der zweiten Hälfte meines Aufenthalts auf einer meiner Rückfahrten von der Ibero ein. Ich nehme für sie einen Bus, der eine andere Route als meine gewohnte abfährt, eine, die das exklusivste Wohnviertel der Stadt passiert. Zwei Tage zuvor war ein Dozent aus meiner Heimatuniversität zu Gast an der Ibero, um dort eine Reihe von Vorträgen zu halten. Soweit ich weiß, war es sein erster Aufenthalt in Lateinamerika und als ich mit ihm über seine Eindrücke spreche, sticht für mich der von ihm eher en passant geäußerte Satz heraus, wenn man im Stadtzentrum ein wenig in die Nebengassen blicke, sehe man ja schon auch das Elend. Es ist das Wort „Elend“, das mich etwas überrumpelt. Ich weiß gut, worauf es sich bezieht und bin auch nicht durch Gewöhnung völlig blind für die allgegenwärtige Armut geworden. Nichtsdestotrotz habe ich begonnen, sie als natürlichen Teil des Lebens in der Stadt wahrzunehmen. Auf meinem täglichen Bus Weg passiere ich normalerweise täglich eine der hier als *popular* bezeichneten Gegenden (also einen Stadtteil, in dem „einfache Leute“ wohnen und arbeiten), die mir aber durch ihre stete lebendige Geschäftigkeit, durch das allgegenwärtige Tönen von Musik aus Lautsprechern, durch die Aufhebung zwischen Drinnen und Draußen immer eher einladend als abweisend erscheint. Das Viertel, das ich nun auf der alternativen Busstrecke durchquere, ist das der „Superreichen“. Und ich bemerke, wie der Anblick der hinter Mauern und Stacheldraht zugleich versteckten als auch zur Schau gestellten Villen auf den fußballfeldgroßen Grundstücken, bemerke, dass mir der Reichtum das Unbehagen bereitet, das mir die Armut nicht bereitet. Ich

spreche mit einem mexikanischen Freund darüber, der mir erklärt, die im Luxusviertel die Villen bewachenden Sicherheitskräfte seien staatlich abgestellte Polizisten und ich erinnere mich an die privaten Sicherheitsdienste in den ärmeren Wohnvierteln.

Vom Bus steige ich in die Metro und kann dort die Plakate der städtischen Kampagne nicht übersehen, die im Zuge der Offensive gegen Übergriffe auf Frauen verschiedene Verhaltensweisen aufzählen, die als „Gewalt“ aufzufassen sind (der Partnerin Kleidungs Vorschriften zu machen, zu kontrollieren wohin sie ausgeht, einer Frau hinterher zu pfeifen etc.) und einen Prozentsatz an Frauen angeben, die in den letzten Monaten Opfer solcher Gewalt geworden seien. Ich denke über den Gewaltbegriff nach und erinnere mich an „Notfallknöpfe“ an Straßenlaternen, an Überwachungskameras und an die Truppe der Militärpolizei, die meinen Bus einige Tage zuvor in einem mattschwarzen, gepanzerten Fahrzeug überholt hat, auf dessen Flanke die Einheitsbezeichnung (zumindest vermute ich, dass es sich um eine solche handelt) „Thanatos“ stand.

Mein Nachdenken über die Alltagsethnologie des Fremden (als *genitivus subjectivus* und *objectivus*) ruft die Erinnerung an den Ausflug in einen nahegelegenen ländlichen Bundesstaat in mir wach, auf den mich ein Dozent aus der Universität mitnimmt, mit dem ich mich angefreundet habe. Wir besuchen einen Stierkampf, er erklärt mir, er gehe regelmäßig zu solchen Veranstaltungen, jedoch einzig um in teilnehmender Beobachtung die dabei verwendeten Rituale und Symboliken aus ethnologischer Perspektive zu studieren. Nach dem dritten toten Stier ist er angetrunken (Teil der Rituale ist das trinken von Schnaps aus ledernen Feldflaschen) und nimmt mit ungespielter Begeisterung an den aus dem Publikum vorgebrachten, mir ebenfalls als Tradition erklärten Beleidigungen gegen den Züchter teil, der für den fehlenden Mut des Tieres verantwortlich ist. Ich frage mich, wie weit die Übereinstimmungen zwischen diesem Absorbiertwerden von der „Feldforschung“ und meinem eigenen alltäglichen Beobachten reichen.

Ich selbst versuche, ein „mexikanisches Leben“ – was auch immer das sein mag – zu führen, wobei mir sicherlich mein gutes – durch mehrere längere Aufenthalte in spanischsprachigen Ländern verfeinertes – Spanisch hilft. So kommt es wohl auch, dass ich an der Ibero um verschiedene Übersetzungsarbeit für ein Journal gebeten werde. Im Laufe des halben Jahres übersetze ich immer wieder einmal kleinere Artikel und vereinbare zuletzt weitere zukünftige Zusammenarbeit in diesem Bereich.



Die Biblioteca Vasconcelos

Teil des Versuchs, mich in den mexikanischen Alltag einzuleben, ist es auch, dass ich in einem Haus mit Mexikanern zusammenlebe. Mexiko-Stadt stellt für mich einen Hort der Vielfalt, der Widersprüche, der kulturellen Angebote (neben herausragender Architektur und einer Vielzahl hervorragender Museen begeistern mich vor allem die Buchhandlungen und Bibliotheken), aber auch der Gentrifizierung und der Abgrenzung innerhalb des Durchmischten dar. Man erklärt mir, dass die Mietpreise sich teilweise verdoppelt haben, nachdem es nach dem Erdbeben von 2017 zu einer Großzahl von Wohnungswechseln und zur Notwendigkeit kam, ältere Gebäude in den gefragteren Wohnvierteln abzureißen. Zu diesen Vierteln zählt besonders die Roma, in der ich (nach relativ unkomplizierter Suche über größere Internetportale) letztendlich wohne. Bioläden, vegane Restaurants und Hundesalons finden sich hier genauso wie die Straßenhändler, Taco-Stände und Märkte des älteren Mexiko. Es ist diese Mischung, die mir besonders gefällt, doch wäre es verfehlt, in ihr auch eine Durchmischung zu sehen. Zwischen den jeweiligen Klientelen gibt es beinahe keine Überschneidung; auch hier finde ich die bereits beschriebene Segregation vor, nur kleinteiliger, etwas milder. Auf Anhieb sichtbar wird sie jedes Mal, wenn ich die Stadt auf dem Landweg Richtung Norden verlasse. In diesen Momenten wird mir die schiere Immensität dieser Stadt vor Augen geführt, die man aus ihrem inneren heraus zwar an Menschenmassen und Hochhaushöhen erahnen, nicht aber wirklich wahrnehmen kann. Beim

Ausfahren nun bewegt man sich entlang eines über die Berge (die keine Hügel, sondern Berge sind) ausgebreiteter Teppich aus Hütten, dessen Auslaufsort auch nach stundenlanger Fahrt noch hinter dem Horizont liegt. Tagsüber als verschiedenfarbige Punkte in den Hängen, nachts als goldene Lichter, bilden sie ein nicht endendes Meer, dessen Eindruckskraft auf mich durch die Erkenntnis zur Beklemmung gesteigert wird, dass es von Menschen bewohnt wird, von denen nur ein verschwindend geringer Teil jemals die Freiheit besitzen wird zu entscheiden, ob sie an einem anderen Ort leben möchten, während ich an Ecatepec – so der Name der Gegend – vorbei nach Querétaro fahre.

Dort bin ich für einige Tage bei der Familie einer Freundin zu Besuch, bei ihrer Nichte und deren Mann, die vom rasanten wirtschaftlichen Aufstieg der Region profitiert und einen relativ hohen Lebensstandard mit neuem Haus in neuer Wohngegend erlangt haben. Zur Familie gehört auch die „Tante“ der Familie (also die Schwester meiner Freundin) und die *abuela* (die „Großmutter“, also die Mutter meiner Freundin). Letztere ist 93 Jahre alt und wird von der Familie relativ beständig in einer auf mich bevormundend und teilweise auch etwas abschätzig wirkenden Weise behandelt, weil sie ab und zu Dinge durcheinander bringt oder sich nicht erinnert, etwas schon einmal gesagt zu haben. Sie verfügt aber über einen schlagfertigen und intelligenten Humor. Besonders die Scharmützel mit ihrer Tochter, die sich um sie kümmert (die „Tante“) sind hoch komödiantisch. An meinem letzten Tag sucht die *abuela* in der, dem kollektiven Ausruhen gewidmeten, Mittagszeit etwas zu lesen, um sich die Zeit zu vertreiben. Im Haus gibt es aber weder Bücher noch Zeitschriften und das breit gefächerte und hochmoderne Netz an digitalen Unterhaltungsmedien interessiert sie nicht sonderlich. Ich leihe ihr den Roman, den ich dabei habe und setze mich, ebenfalls mit einem Buch, in eine andere Ecke des Aufenthaltsraums. Nach einiger Zeit setzt sich die Oma zu mir und beginnt mit mir, das geliehene Buch als Einstiegsthema nutzend, ein Gespräch. Sie erzählt davon, wie sie als Mädchen von ihrem aus der Bildungselite des Landes stammenden Vater zur Klassikerlektüre angehalten wurde, wie dieser Vater jedoch misogyn gewesen sei und daraus entwickelt sich die Erzählung einer Familiengeschichte, die mittels steter Referenzen auf die soziale Umstände, sowie die technischen und politischen Entwicklungen, zugleich ein Gesellschaftsbild Mexikos in den letzten hundert Jahren zeichnet. Während des Gesprächs hat sich ihr Schwiegeronkel zu uns gesetzt. Er unterbricht nach einiger Zeit, indem er der *abuela* sagt, sie solle doch auch mich, den Gast, einmal zu Wort kommen lassen, ob sie denn nichts über Deutschland lernen wolle. Auch solle sie nicht von „der Revolution“ erzählen und dabei voraussetzen, ich sei vertraut mit allen Hintergründen der mexikanischen Geschichte kennen. Ob sie denn etwas über deutsche Revolutionen wisse. Sie nennt einige akkurate Fakten zur Situation des deutschen Reichs nach dem Wiener Kongress und zum auf die Reichsgründung zulaufenden politischen Prozess. Ich habe keine große Lust über Deutschland zu sprechen und versichere energisch und wahrheitsgemäß, sehr interessiert am Mexiko in der Zeit nach der Revolution zu sein und gerne mehr hören zu wollen. Die alte Dame nimmt also ihre Erzählung wieder auf und nach einiger Zeit, in der sich der Schwiegeronkel von der Ernsthaftigkeit meines Interesses zu überzeugen scheint, beginnt er Fragen zu stellen, die mir eher auf die Demonstration seiner eigenen Kenntnisse mir gegenüber als auf tatsächliches Erkenntnisinteresse abzielen scheinen.

Die Familiengeschichte beginnt mit dem Großvater der alten Dame, der General bei Porfirio Díaz gewesen sei und bei dessen Frau, einer Musikerin, die für den Regenten Geige gespielt habe. Sie beschreibt von dort ausgehend den Prozess eines sozialen (und implizit auch: kulturellen) Abstiegs. Ein Grundmotiv der Erzählung ist der Wandel des Geschlechterverhältnisses. Einerseits wird deutlich, dass der beschriebene Abstieg dem sich in jeder einzelnen Generation wiederholenden Weggehen des Patriarchen, dem Imstichlassen der Familie zugunsten jüngerer Geliebter, „verdankt“. Andererseits wird die graduelle weibliche Emanzipation in den höheren Gesellschaftsschichten dargestellt, „Bildung“ wird als diese ermöglichendes Kriterium herausgestellt. Einige Stunden später führe ich ein Gespräch mit der Enkelin der alten Dame, das auf die indigene Bevölkerung im Süden Mexikos kommt. Sie erzählt mir von deren Illiterarität, ihrem Mangel an Bildung. Sie seien *como animales* („wie Tiere“).

Etwa zwei Wochen danach bin ich selbst im Süden. Ich besuche einige Menschenrechtsorganisationen dort. An diesem Tag reise ich mit einem Mitdoktoranden, der mich in sein Heimatdorf mitnehmen möchte. Es handelt sich um eine indigene Gemeinde, weit abgelegen von städtischer Besiedelung. Von dort bis an die Ibero zu gelangen, stellt einen an Unwahrscheinlichkeit kaum zu überschätzender sozialen Aufstieg dar. Ich schildere die folgende Episode als ein weiteres Beispiel für die eher unerwartete Konfrontation mit für mein Dissertationsprojekt höchst relevanten Themen.

Noch bevor wir ins Dorf kommen, bemerke ich, dass auf Zwischenhalten in umliegenden Ortschaften die Erwähnung unseres Ziels ausnahmslos eine einzige Assoziation weckt. Das sei doch der Ort, an dem sie die Polizisten umgebracht hätten. Die Ereignisse, auf die sich dieser Tenor bezieht, liegen 34 Jahre zurück. Damals trat, so die Erzählung im Dorf, die ich später zu hören bekommen werde, die Nachbargemeinde, mit der das Dorf in eine der typischen Territorialstreitigkeiten verwickelt war, auf den Kommandeur der bundesstaatlichen Polizeieinheit zu und bestach ihn, damit seine Truppe die umstrittenen Landabschnitte leeren und zum Besitz der Nachbargemeinde erklären würde. Als die Frauen des Dorfes in den Abendstunden vom Markt aus dem größeren nächstgelegenen Dorf zurückkamen, fanden sie ihren Weg von den uniformierten Polizisten blockiert vor, die, so die Erzählung, nicht wussten, dass es sich um Bewohnerinnen der infrage stehenden Ortschaft handelte. Mir wird neben der Furchtlosigkeit der Frauen, von einer Ohrfeige gegen den Kommandanten und von der letztendlichen Rückkehr ins Dorf berichtet, bei der sie über die Dorflautsprecher auf Zapoteco (der lokalen indigenen Sprache) vor der kommenden Gefahr gewarnt hätten. Frauen, Kinder und Alte wurden in die Kirche gebracht, der Rest des Dorfes bewaffnete sich mit Gewehren. Es resultierte ein Blutbad, bei dem 33 Polizisten und Bewohner des Nachbardorfes und zwei Dorfbewohner starben.

Man erzählt mir, es habe an diesem Tag in Strömen geregnet - meteorologisch fast eine Unmöglichkeit inmitten der Trockenzeit, in die das entsprechende Datum fällt - und das Blut der Leichen sei in kürzester Zeit weggespült gewesen. Als am nächsten Tag Staatsanwalt und Militär geschickt wurden, habe man ihnen gesagt, die Leichen seien nur ins Dorf transportiert worden, man wisse nicht, wie sie gestorben seien.

Ich erkundige mich eingehender nach den juristischen Konsequenzen. Mir wird erzählt, als am nächsten Tag der Kommandant, der überlebt hatte, mit dem Militär und dem Staatsanwalt zurückgekommen sei, habe dieser

einen bärtigen, hellhäutigen Mann mit Umhang beschrieben, der als Anführer des Massakers zu suchen sei. Man sei in die Kirche gegangen (da dort noch immer Frauen und Kinder versteckt waren und man ihn unter diesen vermutete?). Die Beschreibung trifft auf die in der Kirche ausgestellte Heiligenfigur des Schutzheiligen des Dorfes zu. Als der Kommandant sich plötzlich diesem gegenüber gesehen habe, sei er auf die Knie gefallen und habe um Vergebung gebeten. Seit diesem Tag kämen häufig Vertreter der Nachbargemeinden, um diesem Heiligen in der Kirche Gaben darzubringen. Mit wird klar, dass meine Frage nach staatlichen Reaktionen auf die geschilderten Ereignisse am Relevanten vorbeizieht. Fragen von Recht und Gerechtigkeit werden nicht mit Staatsanwaltschaft oder Polizei in Verbindung gebracht – ganz im Gegenteil, als man mir die Opferzahlen der Konfrontation nennt, wird nicht zwischen Polizisten und Einwohnern des Nachbardorfs unterschieden – sondern mit (göttlicher) Vergebung und vor allem mit dem Ruf der eigenen Gemeinde in den benachbarten. Die Isolierung der eigenen Ortschaft wird als Respekt ausgedeutet, den man sich durch Standhaftigkeit verschafft hat (man stehe im Ruf, wird mehrmals wiederholt „que aquí matamos gratis“). Ich muss wieder an die Formulierung „wie Tiere“ denken. Immer wieder sagt man mir, man spreche nicht gerne über die Episode und immer wieder kommt man von sich aus auf die Ereignisse zu sprechen. Man spielt mir ein Lied vor, das über die Ereignisse geschrieben wurde, der Drang, mit einer von außerhalb kommenden Person darüber zu sprechen ist beinahe greifbar.

Es gäbe selbstverständlich noch unzählige weitere Episoden zu erzählen. Ich spare sie mir auf und versuche mich an einem kurzen Fazit.

Hier muss ich zunächst noch einmal knapp einen Punkt erwähnen, der bisher nur deshalb nicht explizit zur Sprache kam, weil er für mich selbst längst eine Selbstverständlichkeit darstellt, bezüglich dessen ich aber hinsichtlich der Selektion der Episoden in diesem Bericht auf jeden Fall Missverständnisse vermeiden möchte. Es sei deshalb noch einmal ausdrücklich gesagt, wie sehr ich mich schon bei meinem vorherigen Aufenthalt – ich hatte bereits einmal ein Jahr lang bei einer Menschenrechtsorganisation im Süden des Landes gearbeitet – das Mexiko lieben gelernt habe. Ich habe zuvorkommende, ja liebevolle, Freundlichkeit erfahren, Freundschaft gefunden und Initiativen zu zukünftiger Zusammenarbeit – all das in einem vorher nicht erwartbaren Maß. Und auch mit der Betreuung durch die und den Kontakt mit der DAAD-Stiftung war ich ausnahmslos hochzufrieden und habe mich perfekt unterstützt gefühlt.

Zum Zeitpunkt meiner Bewerbung um das Stipendium hatte ich drei grundsätzliche fachliche Vorhaben für den Aufenthalt: Mein Dissertationsprojekt in demjenigen soziokulturellen und geographischen Kontext zu präsentieren und zu diskutieren, auf den es sich inhaltlich in großen Teilen bezieht; Experteninterviews zu führen und Material für eine Diskursanalyse zu sammeln; und auf einer allgemeineren Ebene in akademischen Austausch kommen. Hinsichtlich aller drei Punkte wurden meine Hoffnungen erfüllt oder übertroffen. Auch bin ehrlich davon überzeugt, im halben Jahr meines Aufenthalts entscheidend mit meiner Arbeit vorangekommen zu sein. Das trifft nicht nur auf den fachlichen Bereich zu, sondern auch auf den persönlichen. Dank einer Vielzahl an Begegnungen habe ich auch über die Gefilde einer Promotion hinaus

Unzählbares und Unschätzbares gelernt. Ich bin der DAAD-Stiftung zutiefst dankbar dafür, mir diese Erfahrungen ermöglicht zu haben.